Gefieder von großer Mannigfaltigkeit, den schwarzen Schwan, das Gürteltier, das Opossum bewundern und schließlich den weglosen, jungfräulichen Wald, den „bush", finden. Australien ist ein außerordentlich faszinierendes Land. Noch immer hat sich das Auto auf dem Land nicht eingebürgert, und immer reiten die Kinder auf ihrem Pony in die Schule, bringt der Fleischer oder Bäcker oder Krämer seine Ware auf dem Pferderücken oder mit dem leichten zweirädrigen Wagen zu den Kunden. Wohl sind Automobile im Gebrauch, aber doch noch verschwindend an Zahl. Man könnte meinen, daß auf dem Lande die Zeit stillgestanden hätte.

In der einzigen Straße des Dorfes oder der Niederlassung sitzen unter schattigen Bäumen einige alte Männer. Männer, welche die Geburt dieses neuen, großen Landes gesehen haben. Ein wenig abseits von der Gruppe sitzt ein tiefschwarzer Eingeborener, schweigend in sich versunken. Sein Vater sah das Kommen der Europäer. Seine Stammesgenossen widerstehen in den noch unbekannten Gebieten des Nordwestens den kulturellen Bemühungen der Europäer. Der Australneger ist eine Rasse für sich. Er ähnelt weder dem Afrikaner, noch dem Polynesier, noch Papuaner oder Malayen. Er ist einfach „eigenartig und geheimnisvoll". Welche Gedanken mögen ihn bewegen, wenn er den weißen Mann auf der Dorfstraße in seinen Bewegungen und Gebaren beobachtet? Kein Eindruck ist auf seinem dummen, ausdruckslosen Gesicht zu bemerken. Er hat einfach, wie jede andere pazifische Rasse auch, die Herrschaft des Weißen angenommen. Aber in welchem Maße er sich damit ausgesöhnt hat, vermag kein Mensch zu sagen. Der australische Eingeborene hält keine oder doch nur sehr geringe Verbindung und Aussprache mit dem Weißen und lebt in primitivster Weise an den Plätzen, welche die australische Regierung ihm zugewiesen hat. Tatsächlich existieren nur noch kärgliche Ueberreste im Nordwesten. Dort halten sich nur wenige alte Männer und Frauen auf, Ueberreste von Hunderten oder Tausenden, die gestern noch dieses mächtige Land bevölkerten. Woher sie stammen oder mit wem sie rasseverwandt sind, vermag niemand mit absoluter Sicherheit zu sagen. Sie kamen, und sie gehen, sie sind ein Geheimnis.

Trotz allem Fremden und Eigenartigen macht ein australisches „bush"-Dorf doch einen gewissen familiären Eindruck. Es erinnert an unsere Dörfer aus der guten, alten Zeit. Grüne Hügel umsäumen in vielen Fällen die Ansiedlung; und Wiesen, hier und da durchflossen von einem aus den Bergen kommenden Bach, erfreuen das Auge. Der Duft der Tanne, namentlich in der Nacht, wenn der große, goldene, australische Mond sich über den Hügeln und den Wäldern von Eucalyptus, Ulmen und Tannen erhebt, erweckt sehnsüchtige Gedanken an die ferne Heimat. Bei Tage warmer, heller Sonnenschein, und des Nachts erfrischende Kühle während der Frühlings- und Sommerzeit. Kühe weiden auf den Wiesen. Blumen, wie sie auch nicht schöner auf unseren Matten zu pflücken sind, unterbrechen das Grün.

Aber nicht nur „Busch" und Weideplätze gibt es in Australien, sondern auch weite, unendliche Strecken Wüste. Sandebenen, flach wie ein Teller und einsamer als die Sahara. Das ist die Kehrseite! Doch der „bush" erstreckt sich weit und hat Platz für viele!

Unter den großen Farnbäumen und riesigen Eukalypten, wohl an die 200 Fuß und mehr hoch, draußen im „bush", — dort ist das echte Australien. Nicht in den Straßen von Sidney oder Melbourne, noch in den Rohrzucker- oder Ananas-Plantagen des tropischen Queensland kann man die Seele Australiens erfassen; man muß vielmehr den Pulsschlag des Lebens, der Natur im Innern des Landes auf sich wirken lassen.

⊙

Ein Kanzelredner eigner Art

Ein Kanzelredner von besonderer Art war der hannoversche Pfarrer Jakob Sackmann. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges geboren, wirkte er von 1680 bis 1718 in der kleinen Gemeinde Limmer bei Hannover. Seine Predigten trug er nicht bloß seinen Bauern vor. Es fanden sich gelegentlich auch Zuhörer aus der nahen Landeshauptstadt ein; unter den Verehrern von Sackmanns Redekunst werden selbst Leibniz und die Kurfürstin Sophie genannt. Wenn man nach dem mir vorliegenden „Bruchstück" einer seiner Reden urteilen darf, bietet Sackmann nie lange bei seinem Thema. Er schweifte vom Hundertsten ins Tausendste, belehrte, ergötzte, schalt und nahm im rechten Augenblick seinen Faden wieder auf. Sackmann selbst soll seine Ansprachen nicht niedergeschrieben haben (vgl. Zimmermann, Allgem. d. Biographie). Das haben dann seine Hörer besorgt. Und sie mögen ihm dann noch manches seltsame Wort in den Mund gelegt haben, das seiner Art entsprach, das er aber nicht gesprochen hat. In ihrem Jahrgang 1850 brachte die zuvor von Willibald Alexis geleitete Zeitschrift „Der Freimütige" die Grabrede, die Sackmann dem Ortslehrer Michael Wichmann gehalten haben soll. Einige Stellen daraus seien hier angeführt: „Unser seliger Schulmeister war ein sehr nützlicher Mann im ganzen Dorf. Es sind zwar auch andre Hirten, also hat man Kuhhirten, Schafhirten und Schweinehirten; man hat auch Gänsehirten. Wie man aber zu diesen letzteren insgemein nur Jungens oder Mädchens nimmt und sie also den andern Hirten nicht gleichhält, also dürft ihr auch nicht meinen, ein Hirt ist ein Hirt, wie jener Mann sagte: „Ein Ei ist ein Ei", und nahm das große für sich. Nein fürwahr! So groß der Unterschied ist unter Schafen, Schweinen und Menschen, so groß ist er auch unter uns Seelenhirten und andern Hirten . . . Der gute selige Mann hatte die jungen, ich die alten Seelen unter meiner Aufsicht. Er weidete die Lämmer, ich die Schafe. Ja, Schafe gingen noch an, wenn nur nicht so viele Böcke und Ziegen darunter wären. Diese machen einem armen Seelenhirten das Leben sauer." Sackmann erzählt dann, wo er Michael Wichmann kennengelernt hat, und das gibt ihm Gelegenheit, von der damals üblichen Gräzisierung und Latinisierung der Namen, von der eignen Schulzeit und von der Behandlung der Ehefrauen, über Kindererziehung, Küchenkunst und vieles andere zu sprechen. Er lernte Michael Wichmann im Hause des Rektors David Erythropilus kennen und erklärt nun seinen Zuhörern: „Erythropilus, das ist soviel als Rothaar. Denn ehemals war die Gewohnheit der Gelehrten, daß sie ihre deutschen Namen ins Griechische oder zum wenigsten ins Lateinische verwandelten. Meinem seligen Vater wurde es auch geraten, er solle sich anstatt Sackmann Saccander oder auf Hebräisch Sackisch nennen, denn ihr müßt wissen, daß das Wort Sack in allen Sprachen der Welt einen Sack bedeutet. Aber mein Vater, er tat recht daran, sagte, er wolle nicht anders heißen als sein Vater und sein Großvater geheißen hätten." Sackmann erzählt weiter, wie er selbst in der Sägemühle ein hospitium (wohl Freiquartier) erhielt: „Der hospes war ein recht guter Mann, aber das Weib taugte den Teufel nichts; es war ein rechtes Hinterviertel von Satan und hatte den Hut und die Hose an wie ja leider die meisten haben bei diesen letzten verdorbenen Zeiten, gegen den ausdrücklichen Befehl, der ihnen bei der Copulation vorgelesen wird: „Und er soll dein Herr sein." Meine Frau wollte das im Anfang auch so machen. Sollte sie mir den Kragen umbinden, so band sie mir immer ein paar Nackenhaare mit hinein, so daß er mir, wenn ich in Bewegung kam, ein großes Kneifen verursachte. Da dachte ich: Warte nur! Mannes Hand gehört oben! und gebrauchte mein Recht, wie es sich gehört und gebührt. Seit der Zeit ist sie geschmeidig geworden. Sobald ich morgens aufstehe, ist mein Warmbier parat. Sie fragt: „Vater, was wollt Ihr essen, soll ich Euch was aus der Stadt bringen lassen?" Und das Herz lacht ihr im Leib, wenn sie sieht, daß es mir schmeckt." Und so geht's fort, bis er sich endlich zum Gegenstand seiner Trauerrede zurückfindet und schließt: „Michael Wichmann ist nächst dem Pfarrer der wichtigste Mann im Dorf gewesen."

K. A.

⊙

Am Ausguck

Briefkästen an den Straßenbahnwagen.

In einer Reihe europäischer Großstädte werden gegenwärtig Versuche angestellt mit dem amerikanischen System der Postbriefkästen an Straßenbahnwagen. Da sich diese Einrichtung in Amerika großer Beliebtheit beim Publikum erfreut, dürfte sie nach und nach auch in Europa Eingang finden. Die Durchführung ist am einfachsten in solchen Städten, wo die große Mehrzahl der Straßenbahnlinien über einen bestimmten Verkehrsknotenpunkt führt, da an dieser Stelle die Leerung der Briefkästen leicht zu organisieren ist. Im allgemeinen erreichen die Briefe auf diese Weise das Hauptpostamt viel schneller als durch die gewöhnlichen Straßenbriefkästen. Die Kästen sind ziemlich geräumig und werden an die äußere Längswand der Wagen angebracht. Um zu verhindern, daß spät abends eingeworfene Briefe erst am anderen Morgen abgeholt werden, werden die Einwurföffnungen der Briefkästen zur bestimmten Stunde abends verschlossen um morgens wieder geöffnet zu werden.

Eine drakonische Tanzverordnung.

Die ehrbaren Stadtväter Kopenhagens hatten vor einiger Zeit der dortigen Polizei empfohlen, ihr Augenmerk auf den regen Tanzbetrieb in den Restaurants zu richten. Doch schien die Polizei sich wenig emsig mit dieser Angelegenheit beschäftigt zu haben. Eine Nachlässigkeit, die besagten Stadtvätern eine sanfte Zornesröte auf die Wangen trieb! Und sie beschlossen, fortan dem Tanzteufel energisch zu Leibe zu rücken. In aller Eile wurde eine geradezu drakonisch anmutende Verordnung ausgearbeitet, die am 1. Oktober in Kraft treten soll. Danach wird nur einigen, besonders soliden Restaurants die Genehmigung für Tanzlustbarkeiten erteilt, während sie den meisten, besonders kleinen Gaststätten entzogen werden soll. Eine beliebte Gepflogenheit der Kopenhagener Jugend, das Tanzen an Bord der Schiffe, wird ebenfalls streng verboten. Will der Besitzer eines Restaurants die Tanz-Konzession erlangen, erhält er von der Kommunalverwaltung dafür einen bestimmten Platz in seinen Gasträumen angewiesen, dessen Fläche von den Tanzenden unbedingt eingehalten werden muß. Damit der Zwischenraum zwischen den Tanzpaaren bei Leibe nicht zu eng wird, darf immer nur eine gewisse Anzahl zu gleicher Zeit tanzen!

Die erste Post-„Anstalt" in Südafrika.

Ende des 15. Jahrhunderts landeten die ersten Portugiesen in Südafrika, in Table Bay, oder wie es damals hieß, Saldanha Bay; Holländer und Engländer folgten. Die Fahrt mit Segelschiffen nahm natürlich lange, lange Monate in Anspruch, während welcher eine Verständigung mit der Heimat unmöglich war. Da kamen Matrosen auf die Idee, in große Steine, die zahlreich in der Tafelbucht lagen, den Namen ihres Schiffes einzukratzen und darunter: „Sieh nach, ob Briefe hier drunter liegen". Matrosen der heimfahrenden Schiffe, die dort Station machten, um Trinkwasser und Proviant zu nehmen, fanden die Briefe und nahmen sie mit nach Europa. So entwickelte sich ein stilles Uebereinkommen und ein regelmäßiger „Postverkehr". Die Chronik erzählt, daß es in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sogar schließlich zu einem regelrechten Postabkommen zwischen holländischen und englischen Admirälen kam. Sie verpflichteten sich gegenseitig, daß der eine des anderen Briefe mit heimzunehmen hätte. „Und", wie berichtet wird, „selbst der Holländer, der „schreckliche Coen", der die Engländer so haßte, wie die Engländer ihn, tat es. Er expedierte eine Anzahl Briefe — natürlich, nachdem er sie erst gelesen hatte." Mehrere dieser „Poststeine" sind in dem Museum von Kapstadt aufbewahrt und einer in das große Hauptpostamt in der Adderlenstreet eingebaut zum Andenken an das „älteste Postbüro Südafrikas."

Todesmusik.

Die Professoren Wood und Loomis von der Hopkins-Universität in den Vereinigten Staaten haben ein eigenartiges Verfahren entdeckt, um Tiere schmerzlos zu töten. Sie stellten einen elektrischen Apparat her, der Töne von einer Schwingungszahl von 100 000 bis 400 000 in der Sekunde erzeugt. Bisher wirkten diese Töne unbedingt tödlich auf Fische und kleinere Wassertiere. Man ließ z. B. den Apparat in einem Aquarium spielen, und binnen einer Minute war sämtliches Leben darin erloschen. Der ihn bedienende Mensch steht außer jeder Gefahr, da unser Ohr nur Töne bis zu einer Schwingungszahl von 30 000 in der Sekunde aufzunehmen vermag. Beide Forscher zedenken diese Methode noch auszubauen, um durch weitere Erhöhung der Schwingungszahl dieses Verfahren auf größere Tiere auszudehnen. Es eröffnen sich hierdurch jedenfalls seltsame Perspektiven für die Zukunft, Tieren in humaner Weise das Sterben zu erleichtern.

Merkwürdige Todesfurcht.

Der dänische Märchendichter Hans Christian Anderzen hatte eine übertriebene Furcht vor dem Tode, vor allem lebte er in der beständigen Angst, man könnte ihn nach einem Schlaganfall oder einem Anfall von Starrkrampf lebendig begraben. Um diesem vorzubeugen, befestigte er jeden Abend, bevor er sich zum Schlafen hinlegte, an seinem Bettpfosten einen großen Zettel, auf dem die Worte standen: „Ich bin nur scheintot!"

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 38 Mittwoch, 22. September 1926

Werden und Vergehen auf dem Meeresgrunde

Von H. Hesse-Newyork.

Unter dem Druck titanischer Gewalten hebt und senkt sich der Meeresboden auch noch in unseren Tagen. Vielfach spielen sich diese überaus fesselnden geologischen Vorgänge überhaupt im Verborgenen ab, oder die Kunde dringt kaum über den Kreis der Fachgelehrten hinaus. In unserer schnellebigen Zeit jagt ein sensationelles Ereignis das andere, und es bleibt der Menschheit im allgemeinen wenig Muße für das Werden und Vergehen an einer entfernten Stelle der Erde.

Daher ging auch vor einiger Zeit die Meldung fast unbeachtet durch die Zeitungen, daß der Boden des Atlantischen Ozean sich auf einer ansehnlichen Fläche gehoben habe. Und doch ist dieser Vorgang einer der wichtigsten auf unserem Planeten. Er wurde entdeckt, als das Kabel der Eastern Cable Company zwischen Cape Town und St. Helena etwa achthundert Meilen nördlich vom Kap brach. Anstatt es in der Tiefe von 2700 Faden zu finden, in der es 1899 gelegt wurde, fand man es in einer Tiefe von nur etwa 800 Faden. Das Bett des Ozeans muß sich also in den letzten 25 Jahren um mehr als zwei Meilen gehoben haben.

In der ursprünglichen Tiefe betrug der Druck des Wassers auf dem Grunde eine Million Pfund auf den Quadratfuß oder etwa 13 000 Millionen Tonnen auf die Quadratmeile. Welch gigantische Vorgänge müssen sich im Erdinnern abgespielt haben, um diesen schier unfaßbaren Druck zu überwinden!

In der Mitte des Atlantischen Ozeans liegt ein Riff, die Challenger Bank. Es erstreckt sich von etwa 50 Grad nördlicher bis zu 40 Grad südlicher Breite. Es liegt in durchschnittlicher Tiefe von 1700 Faden, während die Tiefen an jeder Stelle 3000 Faden und mehr betragen. Im Nordende dieses Unterwasser-Plateaus liegen die Azoren, im Südatlantischen Ozean unter anderen die Inseln St. Helena und Tristan da Cunha. St. Helena ist die bekannteste. Hier lebte Napoleon in der Verbannung, und später waren dort Zuluhäuptlinge und Buren in Gefangenschaft.

Auch für Walfischfänger war es ein wichtiger Zufluchtshafen. Die Insel ist frühvulkanischen Ursprunges und erlitt inzwischen manche Veränderungen durch atmosphärische Einflüsse und Zerstörungen durch die Meeresflut.

Die in der Nähe liegende Himmelfahrtsinsel ist viel jüngeren Ursprunges. Es geht die Sage, die Mannschaft eines Schiffes habe sie am Himmelfahrtstage aus der Tiefe emporsteigen sehen. In Wirklichkeit aber wurde sie von dem Portugiesen Joao do Nova am Himmelfahrtstage 1501 entdeckt.

Die afrikanische Küste ist nicht vulkanisch, obwohl solche Stellen wie der Tafelberg am Kap der Guten Hoffnung wie erloschene Vulkane aussehen, in Wirklichkeit aber nur den Rand des großen Plateaus darstellen. An der Küste Südamerikas liegen allerdings mehrere erloschene Vulkane, unter anderen jene, auf denen Rio de Janeiro erbaut wurde.

Im Chinesischen Meer verrichten die Geographen nicht selten Sisyphusarbeit. So wurden auch bei dem letzten japanischen Erdbeben mehrere Inseln hochgetrieben, deren größte genau ausgemessen und eingetragen wurde.

Nachdem sie sich anscheinend festgesetzt und der Pflanzenwuchs sich zu zeigen begann, ergriff der chinesische Pirat Mala Dahlak mit seiner Abenteurerbande davon Besitz und unternahm von hier aus seine Raubzüge auf Schiffe und benachbarte Inseln. Eines Tages aber, als die Nachbarn längst wieder einen Ueberfall fürchteten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß der Seeräuber samt seiner Insel verschwunden war. An der Stelle dieser Insel mißt man heute 25 Faden Wasser. Für die Welt als Ganzes und für Jahrhunderte betrachtet, ist dieses Werden und Vergehen von Inseln gar nicht so selten. In vulkanischen Gebieten sind viele Inseln aufgetaucht und teils geblieben, teils wieder verschwunden, während andere ein wahres Rätsel geblieben sind und als „Lage zweifelhaft" eingetragen wurden. Einige sind nur kleine Felszacken, nur gerade groß genug, einem Schiff zum Verderben zu gereichen, während andere kleine Ansiedlungen tragen.

Diese Umstände herrschen besonders im Stillen Ozean, der vom Nord- zum Südpol phantastischer Natur ist. Vulkanische Inseln steigen auf, versinken oder explodieren. Langsam, doch stetig erscheinen Koralleninseln, von harmlosen Wilden — oder Menschenfressern bewohnt. Sanfte Zephirlüfte wehen, aber auch Wirbelstürme tun sich auf, und Springfluten brechen herein. Im Stillen Ozean ereignet sich stets das Unerwartete.

Die Geschichte ist reich an Berichten über versunkene Stätten. An der Küste von Baku am Kaspischen Meer wurde vor einiger Zeit eine versunkene Stadt entdeckt. Ein Kapitän fand bei seinen Lotungen krasse Unterschiede, als fiele sein Senkblei von Hausdächern auf die Straße. Schon längst war es Fischern aufgefallen, daß sie an hellen Tagen an dieser Stelle in der Tiefe Straßen und Gebäude zu sehen glaubten. Die Gegend ist vulkanisch und so wurde auch diese Niederlassung von Jahrhunderten von den Wellen verschlungen.

An der Aegäischen Küste fanden Schwammfischer eine Bronze aus dem vierten Jahrhundert vor Christi und entdeckten so die Stelle eines Tempels einer phönizischen Stadt. An der tunesischen Küste hatte man seit Jahrhunderten an klaren Tagen Riffe gesehen, bevor man entdeckte, daß sie Steingebäude waren, durch deren Fenster und Tore und enge Straßen Fische schwammen. Es waren Ruinen einer alten punischen Stadt, aus der Altertumsforscher manche Schätze des alten Karthago bargen. Im italienischen Remisee soll nach sagenhaften Ueberlieferungen eine große Galeere gesunken sein. In Wirklichkeit bildete ein Pfahlbauterdorf mit Häusern, Tempeln und Gärten den Schatz auf dem Grunde des Sees. Vineta-glocken . . .

Alle diese kleinen lokalen Katastrophen aber verblassen vor dem grandiosen Drama, das sich vor Jahrtausenden abspielte — dem Untergang eines ganzen Erdteiles, der Atlantis. Noch immer lockt diese Fabel einer versunkenen und noch nicht wieder entdeckten Kulturwelt die denkende Menschheit. Schon Plato berichtet mit vielen Einzelheiten, wo Atlantis lag, und schildert die Bewohner und ihre Sitten. Nach ihm war die Insel von Gebirgen umgeben, mit einer fruchtbaren Ebene in der Mitte. Reiche, bevölkerte Ortschaften waren in den Bergen verstreut, und in der Mitte lag eine prachtvolle Stadt. Tempel und prächtige Paläste aus weißem, blauem und rotem Gestein erhoben sich überall. Das Land war reich an Gold- und Silbergruben. Auch die Wissenschaften standen auf hoher Stufe.

Allein an einem einzigen Tage und in einer schicksalsschweren Nacht spielte sich eine grandiose Tragödie ab mit gewaltigen Erdbeben und Springfluten, und Atlantis versank mit ihrer ganzen Kultur in die Tiefen des Ozeans.

Noch heute, nach Jahrtausenden, ist die Wissenschaft rastlos und mehr denn je bestrebt, das Rätsel dieser größten aller Naturkatastrophen zu lösen, die jemals unseren Planeten heimsuchte.

Die Herbstzeitlose

Von Dr. Anton Krauße-Eberswalde.

Dem Wanderer in Süd- und Mitteldeutschland bietet sich im Herbst auf den abgemähten Wiesen nicht selten ein eigenartiger Anblick dar: die zart lilarosa gefärbten Blüten der Herbstzeitlose. Sehr selten finden sich auch weiße Blüten. In Norddeutschland ist die Herbstzeitlose seltener und tritt nicht in Mengen auf. Die zu den Liliengewächsen gehörende Pflanze — mit dem wissenschaftlichen Namen Colchicum autumnale Linné — blüht sehr selten auch im Frühjahr, die Blüten sind dann klein und kümmerlich. Das schöne Liliengewächs, das auch in manchen Gegenden „nackte Jungfer" heißt, treibt im September und Oktober auch schon im August, aus seiner Knolle oder Knollenzwiebel, die tief im Boden steckt, nur die zarten Blüten, meist nur eine oder zwei. Die Knolle ist 2,5 bis 5 Zentimeter lang, sie entwickelt die dunkelgrünen Blätter erst im nächsten Frühjahr, ebenso reift die Frucht erst im nächsten Jahr; diese sitzt zwischen vier oder fünf bis 30 Zentimeter langen schmalen Blättern. Die schöne Pflanze ist sehr giftig, sie enthält besonders in den kleinen — 2 bis 3 Millimeter im Durchmesser messenden — Samen wie in der Knollenzwiebel das Colchicin. Heutzutage benutzt man in der Medizin die Samen; aus ihnen bereitet der Apotheker eine Tinktur (Tinctura Colchici) oder einen Wein (Vinum Colchici), die beide (innerlich) besonders gegen Gicht, Rheumatismus und Asthma angewandt werden. Die Samen werden halbreif im Mai gesammelt, und man läßt sie nachreifen. Sie sind zahlreich in der Samenkapsel enthalten. Reif sind die Samen im Freien im Juni, wo die lederartige Samenkapsel sich an der Spitze mit drei Klappen öffnet. Der Samen liegt 2 bis 3 Jahre, ehe er keimt. Früher verwandte man auch die Knollen (Tabera Colchici).

Die Herbstzeitlose ist noch so zahlreich vorhanden, daß sie bisher nicht angebaut wird. Als giftigem Unkraut wird man indes auch ihr immer mehr zu Leibe gehen, so daß ihre Kultivierung vielleicht nicht in allzuweiter Ferne liegt. Zuweilen werden Blüten oder Blätter von Kühen gefressen; die Tiere geben dann eine mit Blut vermischte Milch. Selten vergiften sich Kinder durch Essen der Samen.

Die Knolle, an bestimmtem Tage — Theklatag (23. September) — gestochen und in der Tasche getragen — meint man — schütze gegen Schwindelanfälle, auch gegen Zahnweh und Pest usw.

„Die Blumensprache gibt der Herbstzeitlose die Bedeutung: Unsterblichkeit oder das erst im Frühling eines neuen Lebens in Erfüllung gehende Sehnen" — so berichtet ein altes „Damenlexikon".

Unsere Pflanze hat ihren Namen von der Landschaft Kolchis (an der Ostküste des Schwarzen Meeres), der Heimat der berüchtigten Medea, die Jason zum goldenen Vließ verhalf, sie verstand sich „auf Tränke, Heil bereitend oder Tod" (Herbstzeitlose).

Große Gaben von Colchicumpräparaten erzeugen beim gesunden Menschen schwere Schmerzen in Muskeln und Gelenken, geringe Gaben — 6 Milligramm beträgt die Tageshöchstgabe — helfen bei Gicht und Rheumatismus — eine merkwürdige Tatsache. Und so wird Colchicum von All- und Homöopathen verordnet.

Zum ersten Male finden Colchicumpräparate 1618 Erwähnung (im Londoner Arzneibuche). Mitte des 18. Jahrhunderts trieb ein Offizier einen schwunghaften Handel mit einer wunderbaren Mixtur gegen Gicht und Rheumatismus.

Es handelt sich um einen Auszug aus der Herbstzeitlose. Seit 1763, in welchem Jahre der Wiener Professor Stoerk die Colchicumpräparate empfahl, wird die Tinctura Colchici und der Vinum Colchici überall verwendet.

—⊙—

Pariser Bilder

Von Dr. A. von Oertzen.

Der Feuertanz um das Neptunsbecken in Versailles.

In Versailles, der Residenz des Wassers und der springenden Fontainen, hat das letzte Sommerfest stattgefunden, bei dem Feuer und Wasser sich zu einem grandiosen Schauspiel vereinigen; schon fiel in die laue Sommernacht der Schatten des nahenden Herbstes . . Als Schauplatz dieses Spiels der Elemente hatte man das „Becken des Neptun" erwählt, jenes gewaltige Bassin, das eingerahmt wird von Terrassen, bestanden mit alten Kastanien, in deren Schatten an diesem Abend eine nach tausenden zählende Menge, vibrierend vor Erregung, dem Wunder der illuminierten Fontainen zuschaute.

Plötzlich flammten aus dem Dunkel der gewaltigen Laubmassen Girlanden von bunten Lampions, aber wie von Geisterhänden gelöscht, erstarben diese schimmernden Blüten; aus dem tiefen Dunkel des Parkes brach ein bläuliches Licht, und begleitet von den feenhaften Klängen der Violinen tauchte aus diesem geisterhaften Blau ein riesiger Schmetterling . . . er hebt seine Flügel, zitternd öffnen sich phosphoreszierende Schwingen, er dreht sich im Kreise, schwebt auf und nieder, wie die Verkörperung eines Märchentraumes . . . wie eine zitternde Blüte entfaltet Loie Fuller, die Favoritin der Pariser, die Schönheit ihres Körpers. Stumm, schweigend steht die tausendköpfige Menge vor diesem Schauspiel, das überirdisch, wie es erschienen, in Dunkel und Schatten versinkt . . .

Wie ein dumpfes Murmeln hebt sich aus dem unbeweglichen Spiegel des Neptunbeckens, und wie mit Zauberschlag wird's lebendig, die Wasser springen . . . Garben von Gold, aus denen leuchtende Rosen erglühen, wachsen aus dem schimmernden Spiegel des Beckens, eine ungeheure Helligkeit flutet über den schweigenden Park, über die benachbarten Bassins des Bachus, der Latona; am Rande des Bassins erscheinen rot gekleidete Musikanten, dieser prikkelnden Lichtkaskaden, verdoppelt im Spiegel des Beckens, leihen die Hörner ihre tönende Stimme . . . und wieder verlischt der zauberische Spuk, noch einmal huschen wie silberne Schäfer Watteaus weiße Lichter durch das breite Laubwerk der alten Kastanien. Dann ergreift wieder die Nacht Besitz von dem Königsgarten, von den Fontainen, von den Tritonen aus Bronze . . . als überirdische Fackel steht allein die werdende Mondsichel am herbstlichen Himmel.

Das Grab des „unbekannten Soldaten".

Unter de mgrößten Triumphbogen der Welt, unter dem „Arc de Triomphe de l'Etoile", in dessen grandiosem Ausmaß der Geist des großen Korsen noch heute lebt, ruht die Asche des Soldaten, der „für das Vaterland gestorben ist. 1914—18". Ein geheimnisvoller Reiz liegt über dieser Unpersönlichkeit des Totens! Ein einfacher Stein mit einem Bronzebecken, aus dem eine Flamme [illegible] mit bunten Schleifen, Berge [illegible] Blumen . . . als ein Altar der Vaterlandsliebe ragt der schmucklose Stein über die Stadt, still und stumm stehen die Menschen an dem Grabe des „Unbekannten", leise entblößen sich die Köpfe, neigen sich voller Andacht zu dem toten Bruder, der hier oben das große Opfer des Krieges symbolisiert . . Dieser Platz des Sternes beherrscht Paris; zwölf der bedeutendsten Straßen laufen hier oben zusammen; von der Plattform des Triumphbogens schweift der Blick ungehindert über die grünen Flächen der Champs Elysees bis zu den stumpfen Türmen des Louvre, über Notre-Dame und über die Kuppel des Pantheon, und weiter über das grüne Kupferdach der Madeleine; den Ruhm Napoleons tragen die Straßenzüge, die sich in das Labyrinth der ungeheuren Stadt verlieren: Avenue de Wagram, Avenue Kleber, Avenue de la grande Armee . . .

In tiefen, dumpfen Tönen braust der Strom des Lebens um die stille Ruhestätte des unbekannten Helden, leise trägt der Wind den Duft sterbender Blumen über die Grabplatte, und der heiße Atem der ewig züngelnden Flamme aus dem bronzenen Becken steigt zu den Sternen empor . . . hier, unter diesem Triumphbogen des eitlen Korsen fand man den Ton der Dankbarkeit, der dem ungeheuren Todesopfer dieses Krieges entsprach.

Hochzeit auf dem Montmartre.

Ja, wirklich, man heiratet in Paris . . und zwar ausgerechnet auf dem Montmartre! Man kam dorthin, um festzustellen, daß alles nicht mehr so ist, wie früher, und nun erlebte man das Schauspiel einer „legalen" Hochzeit! Tausende von Zuschauern hatten sich eingefunden, denn was sich da auf der Place Jules-Joffrin ereignete, das schien doch nicht zu den alltäglichen Erlebnissen des Montmartre zu gehören: der junge Ehemann, in großer Uniform, wie man sie in unserer angegrauten Zeit nicht mehr zu sehen bekommt, die Braut, rosig und hoffnungsvoll lächelnd in schneeweißer Seide, ein ihrer Unschuld durchaus entsprechendes Gewand . . . und eine Suite von Krinolinen, Hüten und Hauben, geradezu eine Sammlung von Kleidern aus den letzten Dezennien!

Und es gelang, der heiligen Handlung beizuwohnen; man hörte längst vergessene Worte von dem Weibe, das ihrem Manne dienen soll, von dem Manne, der seine Frau schützen und schirmen muß . . und das alles auf dem Montmartre! Als der ganze Spuk in ganz unwahrscheinlichen Karossen davongerollt war, faßte man sich schwindelnd an den Kopf . . . war das Wirklichkeit gewesen?!

Der unvergessene Dichter.

Daß „lebende" Dichter in Deutschland unbeliebt sind, das ist eigentlich nicht mehr erwähnenswert, aber daß man den Toten „so" ehrt, das darf doch nicht verborgen bleiben, damit die Lebenden doch wenigstens einen Trost haben. Also: Heinrich Heine!

Unter der grauen Gräberstadt des Montmartre schimmert ein weißes, blumengeschmücktes Grab, auf dem schlanken Sockel des Monumentes ruht ein schmerzvolles sanft geneigtes Haupt; die ganze Traurigkeit eines Dichters, der so ganz „deutsch" empfand, voller Sehnsucht und Sentimentalität, blickt aus diesen melancholischen Augen, die schmalen Lippen sind noch halb geöffnet, als wollten sie gerade die große Frage stellen, die in den Strophen auf dem Grabstein zum Ausdruck kommt: „Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein? Unter Palmen in dem Süden? Unter Linden an dem Rhein? Immerhin mich wird umgeben Gottes Himmel dort wie hier, und als Totenlampen schweben nachts die Sterne über mir!"

Ueber diesem Grabe wachen heute die Landsleute des armen, zu Lebzeiten so mißverstandenen Dichters, sie bringen Blumen, und geben ihre Visitenkarten ab! Wie ein weißer Blütenregen flattern die weißen Kärtchen über den Grabstein; man liest Dresden und Kiel, Berlin und Breslau, alle, alle sind sie gekommen! Wie der Kirchhofswächter, ein alter Invalide mit martialischem Schnurrbart gerührt berichtete wird der tote Dichter (vielmehr seine Büste!) von schluchzenden Frauen umarmt und geküßt!

Ob ihm das nun gerade behagt, er war doch zu Lebzeiten ziemlich wählerisch! Aber in diesem unendlichen Gräbergarten, in dem die Gebeine so vieler Unsterblicher schlummern, leuchtet das Grab Heinrich Heines wie ein schimmerndes Juwel; und Staub ruht auf den Begräbnisstätten eines Dumas, eines Greuze, Stendhal, Berlioz, Offenbach und Zola . . .

In den welken Blättern der Alleen raschelt der Herbstwind, still und verlassen liegt die Gräberstadt, aber aus dem Sonnennebel des Morgens taucht die phantastisch verschleierte Großstadt der Welt, das unsterbliche Paris! Aus dieser Porträtgalerie des Montmartre, wie sie die Kunst des Empire auf den Kirchhöfen zu schaffen liebt, taucht am engsten mit dem Leben verbunden das Haupt unseres deutschen Romantikers Heinrich Heine . . .

—⊙—

Sibirische Mammutfunde

Von Geh. Bergrat Professor Dr. C. Gagel, Abt.-Direkt. b. d. preuß. geolog. Landesanstalt.

Kürzlich ist in Deutschland ein Buch erschienen, das, obwohl die darin geschilderten Funde und Reiseerlebnisse bereits 18 bezw. 25 Jahre zurückliegen, doch von großem Interesse für jeden naturwissenschaftlich Gebildeten ist, der sich eine Vorstellung von den klimatischen und sumpfischen Zuständen unserer Heimat zur Eiszeit verschaffen möchte. Es ist das Buch von Pfizenmayer: „Mammutleichen und Urwaldmenschen in Nordostsibirien", in dem der Verfasser, früher Kustos am Zoologischen Museum in Petersburg, seine beiden Reisen im Jahre 1901 und 1908 nach dem nordöstlichen Sibirien zur Bergung der dort im Bodeneise aufgefundenen Mammuthadaver schildert. Ueber die Ergebnisse dieser Reise waren bisher nur einige dürftige Zeitungsnotizen in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die Mammute wurden in Nord-Ost-Sibirien in großer Zahl vollständig, d. h. mit Fleisch, Haut und Haaren noch versehen, erhalten vorgefunden, erfroren im dortigen Bodeneis, das mit einer wenige Dezimeter hohen Schicht von Erde bedeckt, seit der Eiszeit dort besteht und in diesem kältesten Teil der Erdoberfläche nicht weiter zerschmilzt.

Im Laufe der letzten Jahrhunderte sind dort nicht weniger als 21 mehr oder minder vollständig erhaltene Mammutkadaver gefunden, teilweise geborgen und in die Petersburger Museen gebracht worden.

Das Fleisch dieser seit Hunderttausenden von Jahren im Bodeneise eingefrorenen Dickhäuter ist noch ganz rosig und so gut erhalten, daß man die feinsten anatomischen Untersuchungen daran vornehmen kann und daß es von Raubtieren mit Begierde gefressen wird. Mit dem gefrorenen Blut, das man diesen uralten Mammutleichen entnommen hat, ließen sich ebenfalls noch serologische Untersuchungen anstellen, durch die man die Blutsverwandtschaft dieser diluvialen Mammute mit dem heutigen indischen Elefanten beweisen konnte. Zwischen den Zähnen mehrerer dieser eingefrorenen Mammutkadaver hat man noch reichliche Ueberreste des von ihnen noch nicht ganz gekauten und verschluckten Futters gefunden, das aus denselben hochnordischen Gräsern und Kräutern bestand, die noch jetzt unter 69 bis 72 Grad Nordbreite an den Fundorten der Mammutkadaver wachsen. Bei dreien dieser im Bodeneise eingefrorenen Mammutleichen konnte man mit großer Sicherheit nachweisen, wie die Tiere verunglückt und in das Bodeneis geraten waren.

Das sibirische Bodeneis ist, wie alles Gletschereis, von großen Spalten durchzogen und oberflächlich mit wenigen Dezimetern lehmigen Bodens bedeckt, auf dem die jetzige dürftige Tundravegetation ebenso kümmerlich ist, wie sie es offenbar schon zur Eiszeit war, und wenn diese riesigen, bis weit über 200 Zentner schweren Dickhäuter beim Abweiden solcher Tundravegetation über so eine, nur mit dünner Lehmschicht bedeckte Eisspalte hinüberwechseln, so brach diese Erdschicht ein, und das Mammut stürzte in die Eisspalte, aus der es sich nicht mehr befreien konnte. Das 1901 gefundene Beresowkamammut, das aus einer solchen Eisspalte ausgegraben wurde, hatte sich bei dem Sturz beide Vorderbeine gebrochen und einen schweren doppelten Beckenbruch davongetragen. Im Becken fanden sich infolgedessen mehrere Liter geronnenen und gefrorenen Blutes, mit dem die oben erwähnten serologischen Untersuchungen angestellt wurden.

Wie sich aus den Untersuchungen der verschiedenen Mammuthadaver ferner ergab, hatten die Tiere eine reichlich 2 Zentimeter starke Lederhaut, darunter als besten Kälteschutz eine 9 Zentimeter starke Speckschicht, darüber einen 4—6 Zentimeter langen blonden bis fahlbraunen Wollpelz und außerdem noch eine dichte Grannenbekleidung von 35—45 Zentimeter langen, rotbraunen, dicken Haaren, so daß das Tier ebenso wie der gleichfalls im höchsten Norden lebende Moschusochse aufs beste der ungeheuren Kälte angepaßt war. Man hat nun sämtliche Teile des Mammuts, einschließlich des langen, dicken Rüssels gefunden, so daß wir über die anatomische Beschaffenheit dieser riesigen diluvialen Elefanten von reichlich 3 Meter Schulterhöhe und 4 Meter langen Stoßzähnen jetzt ebensogut unterrichtet sind wie über die des indischen und afrikanischen Elefanten. Das Mammut hatte, wie sich aus diesen Funden ergibt, als einzige von allen Elefantenarten nur vier Hufe statt wie die anderen fünf.

Die im sibirischen Bodeneise eingefrorenen Mammute mit ihrem dicken, rotbraunen Wollpelze stimmen auf das genaueste überein mit den steinzeitlichen Gravierungen und Malereien in den südfranzösischen und spanischen Höhlen, die die Eiszeitmenschen von diesem ihrem riesigen Jagdwild hinterlassen haben, ein erstaunlicher Beweis für die außerordentliche Beobachtungsgabe und das künstlerische Darstellungsvermögen dieser uralten prähistorischen Jägerstämme.

Besonders interessant sind an diesem Pfizenmayerschen Buche die Beobachtungen des Verfassers über das Jägerleben der jetzt noch in Nordostsibirien unter 65 bis 72 Grad Nordbreite, jenseits der Baldgrenze in der Tundra lebenden Jakuten und Tungusen, die jetzt noch in der Art und mit den primitiven Waffen unserer steinzeitlichen Vorfahren aus der deutschen Eiszeit dort jenseits des Polarkreises die wilden Rentiere jagen und das meiste dort lebende Wild mit Bogen und Knochenpfeilen erlegen. Ihre uralten Donnerbüchsen mit Steinschuß wenden sie nur selten bei der Eis-

jagd auf Rentiere an. Die Herdenjagd auf Rentiere wird noch mit dem Spieß betrieben, und dem gefährlichsten Wilde, dem Bären, geht der Jakute und Tunguse auch jetzt noch nur mit dem kurzen Messer zu Leibe, weil ihm die vorsintflutlichen Steinschloßgewehre, die er allein zu kaufen bekommt, dafür viel zu unsicher sind.

Die ganze diluviale Fauna, die wir aus den eiszeitlichen Ablagerungen Norddeutschlands kennen: Mammut, wollhaariges Nashorn, Renntier, Wisent, Elch, Bär, Schneehuhn, Eisfuchs, Murmeltier, Wolf, Schneehase usw. findet sich jetzt noch teils in Form von im Eise eingefrorenen Kadavern, teils noch lebend in Nordostsibirien. Die großenteils jenseits des Polarkreises im Gebiete des „arktischen Kältepols" lebenden Jakuten und Tungusen liefern den überzeugendsten Beweis, daß unsere eiszeitlichen Vorfahren in Norddeutschland ebenfalls ihre Mammuts, Elche, Renntiere, Wisente, Höhlenbären und Eisfüchse unmittelbar am diluvialen Eisrande, unter den härtesten klimatischen Lebensbedingungen jagten und so ihr Leben fristeten. — Zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Jahre haben an den Lebens- und Jagdgewohnheiten dieser arktischen Jägervölker nichts ändern können; sie jagen dieselben Tiere mit denselben Waffen unter denselben unerhört harten klimatischen Verhältnissen.

—⊙—

Die Hindus

Von E. Fründ.

In diesen Wochen weilt der große indische Philosoph und Dichter Rabindanath Tagore, der schon einmal im Jahre 1921 Europa bereiste wiederum in unserem Erdteil, um für seine Lehre zu werben. Seine Gedanken weichen von den abendländischen erheblich ab, und es wird uns schwer, ihm auf seinen Gedankengängen überhaupt nur zu folgen. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß seine Welt, in der er lebt, eine ganz andere ist, als die unsrige.

Ostindien ist eines der tropischen Länder, wo die Sonnenglut dem Boden eine üppigere Pflanzenwelt entlockt, wo alles Leben der Natur rascheren Schrittes geht und die Pulse schneller schlagen. Von den eisigen Zacken des Himalaja bis an die Mündung des Ganges findet sich ein reicher Uebergang verschiedener Klimate. Dort oben wohnt neben dem Winter der Polarkreise der heitere Frühling und warme Sommer der südlichen gemäßigten Zone. Die vorliegenden Gebirgslande haben den mittleren Winter und heißen Sommer, die tieferen Talgründe und das obere Hindostan oft glühende Hitze. Vom Mai bis Juli hängen schwere Wetterwolken an den Alpengebirgen und furchtbare Gewitter gießen Ströme von Regen und aufgetauten Schnee herab und machen das Niederland zum See, worauf dann aber auch die Pflanzenwelt in fast erschreckender Schnelligkeit sich regt und riesenhaft aufwächst, bis das ganze Land in einer Frische und Farbenpracht leuchtet, wie sie die Abendländer nicht kennen. Kein Wunder, wenn hier die Stärke der Natur in ihren Erscheinungen, die Pracht der Pflanzenwelt und das rege Leben der Tierwelt einen Grad erreicht, der tief in das Leben der Menschen hineinwirkt und auch auf den Dichter und Denker einen außerordentlichen Einfluß ausübt. Auch die Menschen, die dort leben, sind dazu angetan, daß sich der Philosoph mit ihnen beschäftigen muß, besonders wenn er sie mit der Denkungsart anderer Völker in Verbindung bringt.

Die Bewohner Ostindiens, die Hindus, zerfallen in vier Kasten und zwar in Braminen (Priester, Aerzte, Juristen und Lehrer), Ketris (Krieger), Waisias (Kaufleute, Handwerker, Apotheker), Sudras (Diener). Die Lehre vom Kastenwesen findet sich auch schon in den Vedas angedeutet, nach denen Brama vier Menschenarten erschuf. Die Braminen bilden den vornehmsten Stand, sie sind heilig und unverletzlich von Abgaben frei und dürfen nicht körperlich bestraft werden; es ist ihnen erlaubt, Waffen zu tragen und Handel zu treiben. Sie dürfen mit Mitgliedern anderer Kasten, selbst mit Königen, die zur Kriegerkaste gehören, nicht zu Tische sitzen und müssen ängstlich darauf bedacht sein, sich nicht körperlich zu verunreinigen; der ganze Tag geht ihnen unter Reinigung und Gebeten hin. Die Kaste der Waisias beschäftigt sich größtenteils mit dem Handel und zeichnet sich durch Sanftmut, Herzensgüte und Ehrlichkeit aus. Die Angehörigen dieser Kaste essen wie die Braminen kein Fleisch. Alles Blutvergießen ist ihnen ein Greuel, was sich aus ihrer Religion erklärt. Denn nach dem Glauben der Hindus gehen die reinen Menschenseelen nach dem Tode unmittelbar zu Brama zurück; die bösen und lasterhaften aber werden geläutert, indem sie den Körper einer Pflanze oder eines Tieres annehmen müssen. So sinkt der Mensch zum Tiere, zum reißenden Tiger, zum Alligator ja zum Insekt hinab; er lebt nur noch in der Pflanze ein schmerzliches Leben.

Das traurigste Los haben die Parias, die Kastenlosen. Sie werden als Abschaum der Menschheit betrachtet und als solcher mit der grenzenlosesten Verachtung durch die anderen vier Kasten behandelt. Jede Gemeinschaft mit ihnen ist diesen untersagt, der Besuch der Tempel ist ihnen verboten, und selbst aus dem Brunnen, von dem die anderen Hindus Wasser holen, darf kein Paria schöpfen. Sie müssen die schmutzigsten und schwersten Arbeiten verrichten. Jede der vier Hauptkasten hat viele Unterkasten: jede Kaste, jedes Handwerk bildet eine eigene Kaste, und aus dieser ausgestoßen werden, das größte Unglück für dieses und jenes Leben. Der Beruf vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Jeder ist an sein Handwerk gekettet und ist verdammt, eher darin zu verhungern, als einen anderen Weg einzuschlagen, der ihn zu Glück und Wohlstand führen könnte. Durch dieses unsinnige Kastenleben sind die Hindus zum Stillstand auf ihrer niedrigen Bildungsstufe verurteilt und nur Einbrüche in diese Bollwerke können sie davon und von dem daraus fließenden Elend erlösen. Die Europäer leiden auch nicht wenig unter diesen Vorurteilen, denn dadurch sind sie genötigt, eine übermäßige Anzahl von Dienern zu halten. Nicht minder belästigt die Bramareligion den Hindu selbst.

Aber auch auf andere Abwege führt den Hindu sein Aberglaube und sein Fanatismus. So macht er die lange Pilgerfahrt nach Gangotri, um sich einige Flaschen mit dem heiligen Wasser des Ganges zu füllen, oder in ihn hinabzutauchen und die Gabe der Weissagung zu erflehen oder aus dem Schlamme Kugeln zu formen als Sühnopfer für die entschlafenen Ahnen. So opfern andere viele Jahre Zeit, um mit ausgestreckten Gliedmaßen den Weg von ihrer Heimat bis zum fernen Jagernauth-Tempel zu messen, und, wenn sie das Ziel erreicht haben, sich niederzuwerfen, um unter den Rädern des großen Pagodenwagens zermalmt zu werden. So blickt die Menge des Volkes mit heiliger Scheu zu den bemitleidenswerten, aber auch widernärtigen Fakiren, den Gauklern u. Bettelmönchen auf, und noch immer besteigen Witwen aus religiösem Wahnsinn freiwillig den Scheiterhaufen, obgleich die englische Regierung es streng verboten hat.

Der Körperbau des Hindus unterscheidet sie vorteilhaft von allen übrigen Asiaten. Der Hindu ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Von Charakter ist er ernst zurückhaltend, nicht übereilt, genau überlegend bevor er handelt oder ein Versprechen gibt; überhaupt ist bei ihm die ruhige Vernunft Herr der Leidenschaften. Dabei ist er von einer ungewöhnlichen Mildtätigkeit und Höflichkeit, sodaß diese oftmals in wirkliche Schwäche ausarten. Ueberhaupt sucht er Ruhe und will nicht aus der süßen Gewohnheit seines Daseins herausgerissen werden. Sein Charakter macht ihn mehr zum beharrlichen Dulden als zum tatkräftigen Handeln geschickt.

Jedenfalls trägt die Ernährungsart der Hindus, neben der Religion, zur Richtung und Bildung ihres Charakters sehr viel bei. Der Hindu lebt hauptsächlich von Reis und dem Reichtum der Früchte seines Landes. Je ansehnlicher und ehrlicher die Kaste der Hindus ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Braminen dürfen eigentlich nichts genießen was Leben hatte; also nicht bloß Fleisch, sondern auch Fische sind ihnen verboten. Jedoch kann die große Mannigfaltigkeit der herrlichen Früchte Hindostans den Inder in erheblichem Maße für diese Beschränkung schadlos halten, zumal da das Klima selber zur Pflanzennahrung auffordert. Auch die Wohnungen der Hindus und ihre Einrichtung sind meist sehr einfach. Das indische Klima macht die Kleidung fast ganz überflüssig; und so bedienen sich selbst die höheren Volksklassen einer ganz einfachen und kunstlosen Kleidung. Den Stoff liefert das Land: Baumwolle und Seide. Ungeachtet dieser Einfachheit in der Kleidung zeigt sich doch sowohl bei dem männlichen als auch bei dem weiblichen Geschlecht ein entschiedener Hang zum Putz.

Nach den Vorschriften ihrer Religion sollen die Leichname verbrannt werden. Diesem Gebote kommen aber nur die Wohlhabenden nach, da nur sie die Kosten des zum Scheiterhaufen nötigen Holzes nicht zu scheuen haben. die Armen werfen ihre Leichen meist in einen Strom, am liebsten in einen heiligen, besonders in den Ganges. Die Ausbreitung des Christentums unter den Hindus schreitet nur langsam vor und für sie besteht das Haupthindernis in dem strengen Kastenleben.

Eindrücke von Australien

Von Rudolf Grobe-München.

Die „Kent" der P. und O., nach Sidney bestimmt, kam von Kapstadt. Sie hat in Wellington auf Neeseeland gelöscht und nähert sich nun der Südostküste Australiens. Der Tag geht zur Neige. Der Sonnenball verschwindet am fernen Horizont ins Meer. Dämmerung senkt sich auf die ruhig atmende See. Der Hauch der Abendluft weht über uns hin, und erfrischende Kühle steigt aus dem Wasser herauf. Herauf zu uns, die wir nach der drückenden Hitze des Tages den Frieden und die Ruhe genießen, welche die Natur uns schenkt. Nach und nach flammen am Firmament die vielen, unzähligen Fünkchen auf, und nicht sehr lang dauert es, bis das ganze Himmelsgewölbe eine einzige „Sternillumination" ist. Rastlos stürmt der Dampfer dahin; fast lautlos. Nur das gleichmäßige, einlullende Rauschen des Wassers am Bug und zu beiden Seiten des Schiffes ist hörbar. Dann und wann ist das Aufklatschen eines Fischkörpers auf das Wasser vernehmbar. Nördlich von uns blitzt etwas auf. Wir sehen schärfer hin. Sollte es wirklich schon sein? Ja, kein Zweifel, es ist das Licht des Leuchtturmes, das uns den Weg zur Bucht von Sidney weist. Immer stärker wird der Lichtkegel, und siehe, auch unter dem großen Licht tauchen auf einmal im Dunkel kleine Lichtchen auf, Sternchen am Boden vergleichbar. Die Ruhe ist dahin. Es kann ja nur noch einige Stunden währen, und wir dampfen in den Hafen von Sidney ein. Auf dem bis jetzt so friedlich-ruhigen Dampfer erhebt sich eine geschäftige Unruhe und Eile. Alles packt und macht sich fertig, um wenn möglich heute noch noch seine Freunde oder Angehörigen zu begrüßen oder doch wenigstens auf dem Lande zu schlafen.

Der dunkle Strich vor uns nimmt greifbare Formen an. Ein Kommando ertönt von der Brücke. Die Geschwindigkeit des Dampfers verlangsamt sich. Rauschend nähert sich eine Motorbarkasse mit dem Lotsen und der Aerztekommission. Sie kommen an Bord. Die Schiffsschrauben beginnen sich wieder zu drehen und vorwärts geht es, der Einfahrt zu. Im Dunkel der Nacht kommen drohend zwei schwarze Wände auf uns zu, je mehr wir uns aber ihnen nähern, desto mehr gehen sie auseinander und lassen eine breite Wasserstraße frei, durch welche sich die „Kent" schiebt, sicher von der kundigen Hand des Lotsen geleitet.

Sooft ich noch in den Hafen von Sidney eingefahren bin, immer wieder werde ich von dem wunderbaren Panorama, das sich dem Auge bietet, entzückt. Durch die verhältnismäßig enge Einfahrt gelangt man in eine fast kreisförmige, große Bucht, belebt durch grünbewachsene Inseln; an den Ufern wechseln Gärten, Parks, Villen, Strandbäder einander ab, und über alles dominiert die fast tropische Vegetation. In der Nacht ist der Anblick feenhaft. Ein Lichtermeer tut sich auf. Wohin man auch blickt, überall grüßt den Ankommenden traulich das Licht, geheimnisvoll aus dem dunkelschattigen Grün hervorbrechend. Leise schwimmen wir an den Landsitzen vorüber und nähern uns der großen Lichtquelle, die vor uns wie eine Wand steht. Es ist die Millionenstadt Sidney! Kommandos ertönen. Der Dampfer stoppt, wird an den Pier gezogen, und sobald der Landungssteg herabgelassen ist, eilen die Passagiere, die wochenlang zusammen lebten, eilig nach flüchtigem Abschiednehmen ans Land und auseinander. Vorbei ist der Zauber! Die Großstadt nimmt uns auf. Eine Stadt, wohl mit eigenartigen Sonderheiten, berühmt wegen ihrer Lage, Parks etc., aber doch im großen und ganzen das Bild und den Charakter einer modernen, geschäftigen, von Leben pulsierenden Weltstadt widerspiegelnd.

Entlang der weitausschwingenden Küste Australiens, an zwei Ozeanen, liegen die Niederlassungen fast der ganzen, spärlichen Bevölkerung dieses kleinsten aller Erdteile.

Die Bevölkerungsziffer mit rund 6 Millionen übersteigt nicht einmal die Einwohnerzahl von London. Fast ein Drittel der Bevölkerung entfällt allein auf Sidney und Melbourne, während die Städte Adelaide, Brisbane, Perth und Freemantle nahezu den Rest in sich bergen.

Das innere Land, welches in wenigen Stunden Eisenbahnfahrt erreichbar ist, ist jenes ungeheure Gebiet, das die übrige Welt als „australischer Busch" kennt. Und hierher wendet sich der Besucher, nachdem er das geschäftige Sidney und das malerische Melbourne gesehen hat. Hier erst empfindet und erfährt er das richtige „australische" Leben. Wenig hat sich in den Jahrzehnten geändert. Noch immer kann man die eigenartigste aller Eingeborenenrassen, das springende Känguruh, Vögel in prächtigem